

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1913**

250 (24.10.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 82

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 82. Karlsruhe, Freitag den 24. Oktober 1913. 33. Jahrgang.

## Eine Winternacht.

Von Hans Narud.\*)

Ueber die kleine Ebene vorm Walde kam ein kleines struppiges Pferd; humpelnd in kurzem Gatteltrab, schlängerte es in der weiten Gabeldeichsel; ein großer zottiger Zipfel hing ihm über die Augen herab, um das Maul und an den langhaarigen Flanken war es mit dichtem Reif bedeckt; eine Rauchwolke hüllte es förmlich ein. Jedesmal, wenn es wie hindend die Vorderbeine niedersehte, tönte die kleine Schelle, die ihm vorn am Brustriemen hing, mit ein paar kraftlosen Schlägen, klanglos und verstoren.

Das Pferd war einem Rangschlitten vorgespannt, der mit Waren aus der Stadt beladen war. Bei jedem Rud knirschte und kreischte es unter den Stahlfugen. Vorn auf dem Schlitten saß ein Mann, eine Pferdebedeckung um die Füße gewickelt und die Pelzmütze tief über die Ohren gezogen. Man hätte denken können, er schlief; aber ab und zu ruckte er an den lose herabhängenden Zügeln und steckte abwechselnd die in geflickten Fausthandschuhen steckenden Hände unter den Rod.

Es ging nur langsam vorwärts und das Tempo wurde nach und nach noch langsamer, der Gaul fiel in Schritt, als der Weg in den Wald einbog.

Der Mann auf dem Schlitten sah auf, machte eine rasche Bewegung mit den Armen, als wolle er die Zügel straffer anziehen, bejaunt sich aber eines andern, und sein Kopf sank wieder herab.

So ging es lange weiter durch den Wald. Plötzlich sah der Mann auf — das Pferd hatte Halt gemacht. Er schob die Pelzmütze zurück, strich sich mit dem dicken Handschuh über die mit Reif bedeckten Wimpern und heftete ein Paar treuherzige blaue Augen auf einen Mann, der sich dicht am Rand des Weges hindrückt.

Das Pferd blickte gleichfalls nach diesem hin und streckte den langen Hals nach der Seite vor, wo der Mann stand. Einen Augenblick war es ganz still, keines rührte sich. Dann sagte der Mann auf dem Schlitten: „Bist du, Eben?“

Der andere antwortete nicht.

„Bist du denn nicht, Eben?“

„Jawohl.“

Das Wort kam zögernd, wie aus dem tiefsten Innern.

„Willst du nordwärts oder südwärts?“

„Südwärts.“

Der Mann auf dem Schlitten bewegte sich.

„Da möchtest du wohl gern aufstehen?“

„Ja.“

\*) Der norwegische Dichter Hans Narud, dessen im Verlage von Georg Meiseburger, Leipzig, erschienenen Erzählungen die vorstehende Geschichte entnommen ist, beging am 8. September seinen 50. Geburtstag. Er ist am 3. September 1863 in Gausdal in Gudbrandsdalen auf einem Bauernhofe geboren und auch bis zu seinem 13. Jahre als Bauernjunge dort wild aufgewachsen und hat manchen Sommer als Hirtenknabe auf der Alm zugebracht. Nebenbei bildete er sich aber in der sehr primitiven Volksschule des Ortes so weit fort, daß der Krieg in ihm groß wurde, eine bessere Schule noch zu besuchen, und so kam er in die Gelehrte Schule von Lillehammer und von da dann nach Christiania 1882 als Student. — Erst in späteren Jahren begann er einige kleinere Erzählungen, die Erfolg hatten, im Zeitungs- und literarischen Bereich zu veröffentlichen. Immer mehr wandte er sich der Literatur zu und besonders der Kritik von Literatur und Theater. Die Zahl seiner Erzählungen ist nicht übermäßig groß, aber um so bedeutungsvoller und übersichtlicher. Auch in Deutschland sagte er immer mehr festen Fuß und es ist zu hoffen, daß seine köstlichen Bauerngeschichten und Kinderbücher, die aber ebenso gut auch für jeden Erwachsenen sind, auch bei uns Gemeingut werden. Die deutsche Uebersetzung von Naruds Werken sind sämtlich im Verlage von Georg Meiseburger, Leipzig, erschienen.

lung seiner Postbeamtinnen rückgängig sei, dürfte doch nicht ganz zutreffen und bedarf vom Standpunkt des unteren Postbeamten aus einer Überlegung. Sie schreiben: In Amerika werden bis zu 1200 Dollar bezahlt für eine Beamtin. Das stimmt, jedoch müssen hier auch die sehr teuren Lebensverhältnisse mit in Betracht gezogen werden. Ich habe schon mit mehreren Amerikanern gesprochen, die mir versicherten, daß in Amerika ein Arbeiter so viele Dollar verdient, wie in Deutschland ein Arbeiter, daß dieses aber durch die viel teureren Verhältnisse fast aufgehoben wird, daß also der amerikanische Arbeiter fast immer nicht besser gestellt ist, als der deutsche. Dieses Verhältnis nun auf die Beamtinnen übertragen, sind die amerikanischen Postbeamtinnen sogar beträchtlich im Nachteil. Denn bei uns bezieht eine Beamtin neben ihrem Gehalt auch noch Wohnungsgeld, was in Amerika, der Schweiz und den meisten anderen Staaten nicht der Fall ist. Für eine Beamtin wird in Klasse A 570, B 440 (hierher gehört auch Karlsruhe), C 360, D 300, E 220 M., also im Durchschnitt 378 M. Wohnungsgeld bezahlt. In Wirklichkeit bezieht also eine Beamtin bei der Reichspost 1678—2178 M. Daß bei der schweizerischen Verwaltung mehr bezahlt wird, läßt sich daraus erklären, daß dort die Beamtin eine Fremdsprache beherrschen muß. Die deutsche Postverwaltung verlangt nur gute Volksschulbildung bei der Einstellung als Beamtin, wie bei den Unterbeamten auch. Mit den letzteren verglichen, sind die Beamtinnen sogar sehr gut bezahlt. Ein Unterbeamter, der in der Regel verheiratet ist, bezieht seit dem 1. Okt. ds. Jrs. 1200—1800 M. mit einem durchschnittlichen Wohnungsgeld von 300 M. Bis hier hatte er nur 1100—1700 M. Er muß aber bis zur Anstellung 12—13 Jahre warten. Er hat 60—69 Dienststunden in der Woche zu leisten und Nachdienst zu tun. Die Beamtin wird mit 9 Dienstjahren angestellt, hat 48 Dienststunden wöchentlich zu leisten und keinen Nachdienst. Die Beamtin, die ledig ist und sehr oft bei der Eltern wohnen kann, bekommt im Durchschnitt 78 M. Wohnungsgeld, mehr als ein verheirateter Unterbeamter, der in der Regel eine Familie zu ernähren hat, oft sogar eine zahlreiche Familie. Vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus ist es ein unhaltbarer Zustand, daß eine ledige Beamtin mehr Wohnungsgeld erhält als ein Unterbeamter mit Familie. Die Beamtin wird eher angestellt, hatte bei der Anstellung 200 M. mehr als ein Unterbeamter (vom 1. Okt. ab macht es nur noch 100 M. aus), erreicht das Höchstgehalt in 16 Jahren, während ein Unterbeamter 21 Jahre dazu braucht. Mit den Unterbeamten verglichen, kann also die Beamtin bei der Reichspost sehr wohl zufrieden sein.

Wenn wir auch nicht in allen Punkten mit den Ausführungen des Unterbeamten einverstanden sein können, so glauben wir sie doch wiedergeben zu sollen, um zu zeigen, welche Stimmung in jener Kreise herrscht. Daß wir eine Verbesserung bei beiden Kategorien erstreben und unsere Vertreter im Reichstag immer dafür eintreten, bedarf wohl keiner weiteren Betonung.

## Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Le Traducteur, The Translator, Il Traduttore, drei Halbmonatsschriften zum Studium der französischen, englischen, italienischen und deutschen Sprache.

Diese Blätter verfolgen den Zweck, den jungen Deutschen, Franzosen, Italiener oder Engländer in der Erlernung der Fremdsprache zu unterstützen und ihm die Mittel in die Hand zu geben, sich eine gründliche und gebiegene Kenntnis in der zu erlernenden Sprache anzueignen. Sie enthalten neben einer durchlaufenden größeren Erzählung eine reichliche Auswahl anderer trefflicher Bildungsmittel: Eine schöne Auswahl von Sprichwörtern, Gedichten, Uebersetzungsaufgaben, Gesprächen, die so recht dem Leben abgelauscht sind, Geschäftsbriefe, Räthsel, Adressennachweis usw. — Probenummern für Französisch, Englisch oder Italienisch kostenfrei durch den Verlag des „Traducteur“ in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

Klassenjustiz von Erich Kuitner. Preis 1 Mark. Verlag Buchhandlung Vorwärts, Berlin.

Klassenjustiz. Ein furchtbares Wort, das in einem Rechtsstaat unbekannt sein sollte. — Die Verteidiger unseres Klassenstaates wissen dies auch und suchen daher neben einem Loblied auf unseren Richterstand, der angeblich über alle Vorwürfe der Parteilichkeit erhaben sei, den Nachweis zu erbringen, daß wir in einem Rechtsstaat leben. Das Befehlen einer Klassenjustiz wird energisch bestritten, obwohl die Gerichte immer neue Beweise für diese Tatsache erbringen. Diese Beweise hat der Verfasser der obigen Schrift durch die Gegenüberstellung eines Reihe von Gerichtsurteilen überzeugend dargestellt.

dem Verband der Hausangestellten Deutschlands an, der bereits 8000 Mitglieder zählt.

Mittlerweile ist unser Dienstmädchen in die ... straße, zu der dritten und letzten der von ihr aufgeschriebenen Stellen, gekommen. Sie betritt ein sehr fromm ausgestattetes Zimmer, beim Eintritt fällt ihr gleich ein großes, durch Blumenstöcke verziertes Krugstück auf, eine Anzahl frommer Wandsprüche und ein Widerschramm mit mehreren religiösen Büchern, darunter die Hl. Schrift. Mitten unter einer lärmenden Kinderschar steht die zukünftige Gebieterin. Auf die übliche Frage des Mädchens erwidert ihr die „Christliche“ Frau mit frommem Augenaufschlag und salbungsvoller Stimme ohne jeden Uebergang: „Mein, wir sind fromme Leute und können keine so ausschweifenden Mädchen mit so noblen Haarfrisuren gebrauchen, die Bekanntschaften haben und vor dem Hause herumstehen.“ Ganz blass über die grundlose, beleidigende und sehr wenig christliche Unterstellung antwortete unser Dienstmädchen kurz und trocken, „sie sei weder ausschweifend, noch habe sie eine Bekanntschaft, dagegen habe sie eine schon seit Jahren frante Mutter dabei, für die sie sorgen müsse. Sie habe schon deshalb für derlei Illotria weder Gedanken noch Zeit übrig; sie, die „Gnädige“, werde auch nicht immer in der Bibel gelesen haben, das beweise der Gaufen Kinder.“ Mit diesen Worten geht das Mädchen und läßt das prachtvolle Gegenstück zum Paradies im Gleichnis stehen.

Auf dem Heimweg macht sich das Mädchen allerlei Gedanken, vor allem darüber, wie viel, viel Aufklärung noch unter den Hausangestellten nötig sein wird, um die Verhältnisse in ihrem Beruf ein klein wenig erträglicher zu machen. Was sie endlich einsehen, daß sie sich organisieren müssen, lüdenlos. Vielleicht kommt doch einmal die Zeit, denkt das Mädchen, in der die Hausangestellten alle diejenigen „Gnädigen“, die sich durch schlechte Behandlung, mangelhafte Beschäftigung und überlange Arbeitszeit auszeichnen, schonungslos auf eine schwarze Liste setzen und sie zwingen, auch ihrem „Hauspersonal“ ihre Menschenrechte zu gönnen.

## Kleine Nachrichten.

Schule und Elternhaus. Im Karlsruher Arbeiterbildungsverein sprach am Montag Herr Josef Meßger, Direktor der Fichtelschule, über das Thema „Schule und Elternhaus“. Mit einem warmen Ton der Liebe und Eingebung berührte der Redner die zarten Fäden, die sich zwischen Schule und Elternhaus spinnen. Er wies darauf hin, daß Schule und Elternhaus ineinander eingreifen und aufeinander angewiesen sind. Die Schule soll Persönlichkeiten bilden und den Menschen fürs Leben vorbereiten. Das Elternhaus hat die Schule zu unterstützen und die Grundlagen für Herzens- und Gemütsbildungen zu schaffen. Das, was die liebende Mutter in das Herz des Kindes einflößt, behält dieses sein Leben lang. Das Elternhaus kann individueller als die Schule wirken. Es kann aber nicht überall das leisten, was von ihm zu fordern wäre, namentlich nicht in Arbeiterfamilien, in denen die Mutter auf Gelderwerb angewiesen ist. Zwar sorgen in solchen Fällen Wohlfahrtsvereine für Unterbringung und Pflege der Kinder, aber sie vermögen das Elternhaus nicht zu ersetzen. Das Kind verlangt Wärme und Liebe, um zu gedeihen. Deshalb muß vom Lehrer gefordert werden, daß er von innerer Wärme besetzt sei. Er muß sich mit der Eigenart seiner Schüler bekannt machen und soll die Kinder nicht als Material, sondern als Persönlichkeit behandeln. In unserer Zeit wird daher die Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Schule und Elternhaus immer dringender erkannt. Diese Verständigung ist durch einen dauernden Verkehr der Eltern mit dem Lehrer zu erreichen. Redner bringt aus dem Schatz seiner reichen Erfahrungen manche Vorschläge dafür, wie sich ein solcher Verkehr wirksam gestalten ließe und er schließt mit einer Aufforderung an die anwesenden Mütter und Väter, ihrerseits eine persönliche Fühlung mit Lehrer und Schule zu suchen und aufrecht zu erhalten, zum Segen für ihre Kinder und zum Vorteil für die Gründlichkeit ihrer Ausbildung. Reichen Beifall spendete die zahlreiche Zuhörerschaft den gehaltvollen Ausführungen, an die sich eine rege Diskussion schloß, für deren Belebung auch dem anwesenden Direktor der Humboldtschule, Herrn Dr. Ott, wärmster Dank gebührt. Der Vorsitzende, Herr Oberbaufestredar Waule, konnte daher diesen lehrreichen Vortragsabend als einen Gewinn für den Verein und seine Mitglieder buchen.

Weibliche Postbeamte. Zu dem unter dieser Ueberschrift in der Nr. 79 unserer U. erhaltungsbeilage vom 14. ds. Mts. gedruckten Artikel wird uns von einem Leser unseres Blattes geschrieben:

In Ihrem Unterhaltungsblatt vom 14. ds. Mts. (Nr. 79) brachten Sie einen interessanten Artikel über „Weibliche Postbeamte“. Der Schlußsatz aber, daß Deutschland in der Bezah-

langen zu reden, aber sie ließ den Kopf wieder sinken, wenn sie den Blick der andern nicht begegnete.

Und die Uhr tickte, und die Nadeln krazten von neuem. Endlich sagte die Alte, ohne aufzusehen: „Du bist heute so still und in Gedanken versunken, Karine?“

Keine Antwort.

„Ach ja, es wundert mich ja auch nicht, wenn dir wunderliche Gedanken durch den Kopf gehen, während du an deinem Brauthemde näht. Mir gings ja feinerzeit gerade so.“

Karine beugte sich noch tiefer auf ihre Arbeit herab, so daß die Alte bloß das obere Ende ihrer Stirn sehen konnte, wo eine tiefe Rote bis zu den Haartwurzeln hinaufglitt. Sie fuhr fort: „Ach ja, ach ja, es ist auch seltsam, so ins Neue hinein zu kommen, aber du wirst sehen, wie gut wirs alle haben werden; wir zwei werden schon miteinander auskommen, gelt? Und einen gutmütigeren Mann hättest du gar nicht kriegen können; der Niels ist geradfinnig und so treuhäzig.“

Karine antwortete nicht; es entstand eine Pause; dann fuhr die Alte wieder fort: „Und euer Auskommen habt ihr ja auch; zum Frühjahr soll er den Hof kriegen.“

Wieder blieb es eine Weile still.

„Möchte wissen, wohin der Eben heute abend noch so spät gefahren ist?“ fuhr die Alte fort. Karine hob plötzlich den Kopf, warf einen kurzen Blick nach der Tür und ließ den Kopf wieder ebenso schnell sinken.

„Ja, der Eben, ja. In dem steckt eine ganz andere Natur als in dem Niels, meinst du nicht auch? Keiner möchte es glauben, daß die beiden Brüder sind. — Du, Karine!“ — Die Stimme der Alten bekam etwas Zutrauliches. — Zum erstenmal sah Karine sie an, und die Alte stuchte unwillkürlich über den fremden, geistesabwesenden Ausdruck in ihrem Blick.

„Ja?“

„Du, sie sagten, der Eben sei zwischendurch mal drüben bei euch gewesen, im Herbst. Galt du etwas davon gehört?“

„Nein.“

„Der spekuliert gewiß auf deine Schwester. Die soll ja den Hof kriegen. Glaubst du, sie nimmt ihn?“

Karine sah geistesabwesend gerade vor sich hin und antwortete nicht.

„Du, hast du nicht gehört, was ich fragte?“

„Doch, wenn Vater will.“

Karine beugte sich wieder über ihre Arbeit. Die Alte sah sie eine Weile an, schob dann mißbilligend die Unterlippe vor und beugte sich ebenfalls auf ihre Arbeit herab.

Eine Weile später sagte sie: „Er bleibt aber lange in der Stadt, der Niels. Eigentlich müßte er vor Mitternacht hier sein.“

Keine Antwort. Eine Weile darauf: „Du sollst sehen, er hat ganz vergessen, daß er in drei Tagen Hochzeit hat; wir werden die Waren morgen früh im Morgengrauen abladen müssen, wenn wir fertig werden wollen.“

Kurz darauf: „Ach nein, das hat er nun wohl doch nicht, aber er ist so schüchtern, der Niels, er will nicht zugeben, daß es eile mit dem Heimkommen. Der hätt's wohl nimmer allein zuwege gebracht, um dich zu freien, wäre nicht dein Vater herübergekommen, so daß ich ihm helfen konnte.“

Eine Weile später: „Aber er wird schon nicht lange so schüchtern bleiben, wenn ihr erst verheiratet seid.“

Dann wurde es wieder still. Die Nähnadeln rispelten, die Uhr tickte, der kleine Sekundenzeiger schlich wie ein Schatten auf dem weißen Zifferblatt herum.

Plötzlich standen Karines Finger einen Augenblick still, sie bewegte den Kopf nicht, aber es war, als ob sie mit den Augen lauschte. Darauf arbeiteten die Finger wieder eine Weile rascher, dann lauschten wieder die Augen. Die Lippen kniffen sich fest zusammen, der Kopf senkte sich tiefer, die Finger arbeiteten krampfhaft.

Eine Weile darauf hob die Alte den Kopf, schob das Kopfstück hinter das Ohr zurück und horchte ebenfalls. Nun hörte man deutlich das Knirschen von raschen ungleichmäßigen Schritten draußen auf dem Weg gerade vor dem Fenster.

Da kommt der Eben,“ saate Ne. :

Die Schritte wurden langsamer am Hause entlang, hörten eine Weile vor der Haustür auf, und kamen dann schwer in den Flur herein.

Die Tür wurde behutsam aufgestoßen.

Beide Frauen sahen nach der Tür hin, die fast ganz im Dunkeln lag. Karines Blick hing den unteren Teil eines Gesichtes auf — der Eintretende war wie in sich zusammengesunken und sah zudem zu Boden, als er hereintrat. Die Alte bekam keine Zeit zum Sehen. Ein dünner, scharfer Schrei, eine Mischung von Luft und Schmerz, kam von Karines Lippen.

Die Alte schrie ebenfalls auf: „Gerrgott! Wie du mich erschreckst hast, Karine! Was ist denn?“

„Ich stach mich in den Finger.“

Ein paar Tropfen Blut waren auf die weiße Beinwand geflossen, und sie steckte den Finger in den Mund und sog daran.

Eben ging quer über die Diele, legte langsam seine Handschuhe auf die Schornsteine und setzte sich auf einen niedrigen Schemel in den dunkelsten Winkel zwischen der Wand und dem Kaminofen; er sah dicht hinter seiner Mutter und hatte Karines Gesicht sich gerade gegenüber.

Nach einer Weile sagte die Alte: „Bist du draußen gewesen, Eben?“

„Ja.“

„Willst du denn nichts zu essen haben?“ Dort in Schranke steht etwas.“

„Nein.“

Zwischen jeder Frage und jeder Antwort berging eine kleine Weile, in der man nur das Krachen der Nähnadeln und das Ticken der Uhr hörte.

„Ist es sehr kalt draußen?“

„Ja.“

„Galt du nichts von Niels gesehen?“

Sie erhielt keine Antwort, und schämt auch keine erwartet zu haben; denn sie wiederholte ihre Frage nicht. Nach einer langen Weile sagte sie: „Ja, du kannst ruhig schlafen gehen, Eben. Wir bleiben schon auf und warten, bis der Niels kommt, wir beide.“

Die Zeit berging so langsam, so langsam. Da sahen die drei, keines rührte sich, keines sagte ein Wort. Die Lampe brannte ruhig und gleichmäßig, ohne zu blafen, nur der kleine Sekundenzeiger schlich rund herum, rund herum, still wie ein Schatten.

Plötzlich überließ die Alte ein Schauer, sie bewegte sich, rückte unwillkürlich an ihrem Stuhle, als wollte sie aus der Linie zwischen den beiden herauskommen, gab es aber auf, rückte bloß ein paar mal unruhig auf ihrem Sitz hin und her, wandte den Kopf und sah hinüber, wo Eben saß, gab aber auch das auf. Dann sah sie wieder einen Augenblick still, rückte dann noch unruhiger auf dem Stuhle hin und her und sah sich wieder unsicher um.

Dann sagte sie: „Mir wurde so angst zumute, als du so schrieist, Karine, — hier ist es aber auch so finster.“

Sie stand auf und langte nach der Lampe hinauf, um sie emporzuschrauben.

Wieder war es eine lange Weile still. Die Zeiger schlichen weiter.

„Aber kommt denn der Niels nicht bald?“

Die Alte sank zurück, es war, als hörte man es noch lange darauf wieder und wieder, wie ein mannigfaches Echo: „Kommt denn der Niels nicht bald — kommt denn der Niels nicht bald.“ — Es war, als ob das schwache Ticken der Uhr dasselbe sagte, als ob dasselbe auch in den Bewegungen von Karines Brust lag, die sich bei jedem Atemzug hastig hob und senkte. Der Alten war, als hörte sie sich selber wieder und wieder dieselben Worte wiederholen, bloß immer schwächer.

Plötzlich rief sie: „Aber Gott im Himmel! So redet doch mit mir! Ihr sitzt ja beide da, als wärt ihr gestorben!“

Es kam keine Antwort. — Eine kurze atemlose Stille.

Auf einmal schob die Alte ihren Stuhl mitten in die Stube, blieb aber sitzen, so daß sie beiden ins Gesicht sehen konnte. Abwechselnd sah sie von dem einen zum andern. Beide sahen zu Boden. Karine sah mit dicht zusammengepreßten Lippen, eine scharfe Rote bedeckte ihre etwa

vorstehenden Stirnbäden. Weiter weg im Finstern konnte sie nur undeutlich Ebens Gesicht erkennen, entsehrlich bleich.

Die Alte stand auf, stützte die zitternden Hände einen Augenblick auf die Stuhllehne, beugte den Oberkörper vor und glitt gleichsam rückwärts nach der Wand hin. Ihr Mund verzerrte sich, als wollte sie aufschreien, aber es kam kein Laut herbor.

Es herrschte atemlose Stille.

Sie glitt wieder vorwärts, an den Tisch hin.

„Eben, komm hierher!“

Er stand auf und kam langsam herbei, ohne aufzuheben.

Sie drehte sich nervös, es war, als fürchte sie sich, Karine den Rücken zuzukehren, und sagte ihm gerade ins Gesicht hinauf — es kam wie ein schneidendes Zischen: „Kommt Niels nie wieder?“

Es war, als bekäme er einen Schlag in den Nacken im selben Augenblick, als die Worte gesprochen waren. Er fiel auf die Knie, schlug mit der Stirn auf die Tischplatte auf.

Die Alte wandte sich Karine zu: „Und du hast es gewußt?“

Er hob den Kopf und schrie förmlich in Todesangst: „Nein, Mutter, Karine hat nichts gewußt!“

Karine zitterte und bebte, daß ihr Stuhl wankte: „Ich hab es gewollt!“

Es war totensill — nur die Uhr tickte, und der dunkle Zeiger schlich rund herum, wie ein Schatten.

### Warum erfrieren die Pflanzen?

In der jetzigen Jahreszeit treten die mächtigen Fröste schon recht häufig auf. Was dem allgemeinen Gange des Jahreslaufes noch nicht zum Opfer gefallen ist, verfällt der Todesfalle der Nachtfröste. Warum erfrieren eigentlich die Pflanzen, oder besser gesagt, was schädigt sie bei Frostweilen so sehr? Man nahm bisher immer als feststehend an, daß der Tod der Pflanzen durch Erfrieren dadurch herbeigeführt wird, daß der Zellsaft im Zellinneren der Pflanzen gefriert und dabei das Gewebe zertrübt. Diese Anschauung ist schon vor über einem Jahrzehnt endgültig beseitigt worden, denn es wurde festgestellt, daß das Eis sich gewöhnlich zuerst in den Geweben zwischen den Zellen bildet, in die der Zellsaft bei starker Abkühlung austritt. Müller (Zburgau) glaubte nun die Ursache des Todes darin zu finden, daß der lebenden Substanz in den Pflanzen das Wasser entzogen wird. Dem stand aber die Beobachtung von Mea gegenüber, daß eine große Anzahl von Pflanzen, darunter auch die Kartoffel, eine Eisbildung in ihren Geweben ertragen, ohne zu erfrieren und zugrunde zu gehen. Zudem erfolgt die Austragung der lebenden Substanz nach den Anschauungen der physikalischen Chemie bereits bei einer Temperatur, bei welcher von dem Tode der Pflanzen noch keine Rede sein kann.

Zur Klärung dieser Frage stellte dann der Geologe Ape l neue Untersuchungen an, wobei er sich zur Temperaturmessung der außerordentlich bequemen und genauen thermoelektrischen Meßmethode bediente. Es ergab sich zuerst — wie auch schon andere Forscher ermittelt haben —, daß es für den Eintritt des Todes ganz gleichgültig ist, ob die Kartoffel rasch gefriert und rasch wieder aufthaut, oder ob die Abkühlung und Erwärmung langsam erfolgt. Es ergab sich ferner, daß das Erfrieren nicht an eine bestimmte Temperatur gebunden ist, sondern daß die Gewöhnung der Knollen eine wichtige Rolle dabei spielt. Bei Knollen, die vier Wochen lang in einem Warmhause bei einer Temperatur von 2 1/2 Grad gehalten worden waren, lag der Gefrierpunkt bei 2,14 Grad. Hielten dieselben Kartoffeln vor der Untersuchung vier Wochen lang in einem Eisigraum bei 0 Grad gelegen, so erfroren sie erst bei 3,08 Grad. Die bei mittleren Temperaturen aufbewahrte Kartoffeln hielten sich bei Erfrieren zwischen diesen Grenzen. Ganz ähnliches ergab sich für die Temperaturen, bei denen der Zellsaft gefror; doch bei allen Kartoffeln lag der Gefrierpunkt des Zellstoffes über dem Todespunkte der Zellen, ganz gleichgültig, welche Vorbehandlung die Kartoffeln erfahren hatten. Die Beobachtung des Gefrierpunktes des Zellstoffes erklärt Apelt aus der Zuckeraufhäufung, die bei niedriger Temperatur infolge der Umwandlung der Stärke eintritt — wie das übrigens das Süßwerden erfrorener Kartoffeln auch äußerlich anzeigt. Dies reicht aber noch nicht aus, zur Erklärung der Unterschieds; man muß vielmehr annehmen, daß die lebende Substanz die Fähigkeit hat, sich an niedrigere Temperaturen zu gewöhnen, und zwar verhältnismäßig rasch. Ebenso rasch aber steigt auch der Todespunkt, wenn die

Pflanzen an höhere Temperatur gewöhnt sind. Diese Annahme, die ja nach den Beobachtungen im Tierreich und beim Menschen, sehr plausibel erscheint, gäbe auch den Schlüssel dafür, daß die Gewächse der kalten und gemäßigten Zone so schnell insstade sind, mit ihren Erfrierungspunkten beim Eintritt der kalten Jahreszeit dem Absinken der äußeren Temperatur zu folgen, daß auf der anderen Seite aber die im Mai mit ziemlicher Regelmäßigkeit eintretenden plötzlichen Nachtfröste den Pflanzen so viel gefährlicher werden können, als die erheblich tieferen Temperaturen im Winter.

Die an den Kartoffeltrieben unternommenen Untersuchungen ergaben ganz ähnliches wie bei den Knollen. Es zeigte sich, daß die Widerstandsfähigkeit der Stengel gegen Erfrieren im allgemeinen vom Grunde aus gegen die Spitze zunimmt. Wenn die oberflächliche Erfahrung dagegen zu sprechen scheint, so ist daran zu erinnern, daß die Lufttemperatur in der Nähe des Erdbodens zumeist höher ist, als in einiger Entfernung vom Boden.

Wiederholte Erniedrigung der Temperatur bis in die Nähe des Todespunktes schädigt die Pflanzen mehr als einmal erreichte niedrigere Temperatur, und einmalige nur kurze Zeit andauernde Abkühlung der Kartoffel bis zum Todespunkt bis dicht über den Todespunkt ersetzt werden. Als Ursache für den Kälteod bleibt daher nur übrig, anzunehmen, daß die Energieabgabe zu groß geworden ist, oder daß das Protoplasma zerfällt. Der erwähnte Grund kann aber nur gelten, wenn auch bei längerer Temperaturerniedrigung bis dicht über den Todespunkt ein Erfrieren eintreten würde. Da das jedoch nicht der Fall ist, kann man nur zu der Annahme gelangen, daß der Kälteod der Pflanzen durch Zerfallerscheinungen des Protoplasmas, der lebendigen Substanz herbeigeführt wird. Er tritt ein, sowie eine untere Temperaturgrenze, der Todespunkt, unterschritten wird.

### Für unsere Frauen.

Leiden und Freuden beim Stellensuchen.

Wahres Erlebnis eines Dienstmädchens in St.

Ein Dienstmädchen ist auf der Suche nach einer Stelle. Drei Dienstbotengesuche hat es aus dem Tagblatt herausgeschrieben. Am ersten „Platz“ in der B... Straße trifft es die Herrschaft zwar nicht an, dafür aber das Dienstmädchen selbst, für das Ernt gesucht wird. Dieses hat sich wie es scheint an dem „Mutter von einem Dienstboten“ der Madame Steinheil seinerzeit keine Beispiel genommen, denn es erzählt sofort eifrig, daß ihre Nachfolgerin sehr zu bedauern sei. Schlechte Behandlung sei hier Trumpf. Die „gemüthvolle“ Madame werfe ihr bei jeder Kleinigkeit vor, „daß andere Dienstboten — nur Suppe zum Mittag bekommen, sie dagegen Suppe und Gemüse. Auch 5 Mk. mehr Lohn bekomme man bei ihr als anderswo.“ In der kurzen Zeit von zwei Monaten, so lange sei sie erst da, habe sie geschollene Frühe bekommen, weil zum Putzen kein Kropfen warmes Wasser genommen werden dürfe, nur kaltes.

Nach solchen angenehmen Informationen verzichtete unser Dienstmädchen auf dies Eldorado. Es ging zur nächsten wakannten Stelle, in die L... Straße. Hier ist die „Gnädige“ zu Hause. Auf die bescheidene Frage, ob hier ein Mädchen gesucht werde, erwidert die Frau sofort in einem Atem, dabei mit gekreuzten Armen das vor ihr stehende Mädchen mit heroischen Blicken fixierend: „Natürlich, natürlich, haben Sie aber auch gute Zeugnisse? Können Sie auch sauber waschen? Können Sie fochen? Haben Sie auch Liebe zu Kindern? Können Sie sonst alles machen? Viel zu schaffen gibts bei mir nicht! (?) Sie haben — „bloß“ zwei Kinder zu versorgen, zwei Zimmer in Ordnung zu halten, zu waschen und zu fochen. Dafür bekommen Sie im Monat 10 Mk.; auch habe ich bis jetzt immer meine Mädchen aus Bayern gehabt!“

Trotz dieser verlockenden Aussichten, der „Kleinigkeit“ von Arbeit und dem „horrenden“ Lohn von 10 deutschen Reichsmark, ist unser Dienstmädchen so dickköpfig, nicht darauf einzugehen, und verzichtet dankend auf die „idone“ Stelle. Im Weitergehen denkt sie unwillkürlich über die ihr gegebene Antwort nach: „Ich habe meine Mädchen immer aus Bayern gehabt“, und sie bedauert ihre armen Berufsgenossinnen, das billige Arbeitsmaterial aus Bayern, dem schwärzesten Teil unseres deutschen Vaterlandes. Dank der liberalen Verdummungspolitik reichen Aberglaube und Dummheit einander dort die Hand. Das Volk bleibt in Unwissenheit, damit es ja keinen Vergleich anstelle zwischen dem Himmel derer, für die es schuftet, und der eigenen Hölle, in der es schuftet. Das Volk soll mit der halben Portion auf Erden zufrieden sein und sich auf die doppelte Portion im Jenseits verträufen.

Zu dieser Art Leuten gehört unser Dienstmädchen aber nicht. Es weiß den Segen einer Organisation zu schätzen und gehört